

München in Biernöten.

Edgar Steiger entwirft im „Berl. Tagbl.“ das nachstehende Momentbild aus München:

Es ist 3 Uhr nachmittags. Ein Fremder, der gerade von der Bahn kommt, tritt in eine der großen Bierhallen an der Neuhauserstraße. „Eine Maß!“ röhnt er, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Bedauere,“ sagt die hübsche Kellnerin achselzuckend. „Es wird erst um 5 Uhr angezapft. Wenn Sie eine Simonade haben wollen —.“ In München eine Simonade? Er greift sich an den Kopf, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume, und besieht sich dann die verwunschene Gaststätte vorsichtig von innen und außen. „Schorbräuhallen“ steht da oben in großen Buchstaben zu lesen, und dort drüben ragen die trotzigen Maßfrüge der Frauentürme in den Himmel hinein, und am Ende der Straßensucht zeichnet sich der feine Schattenriß des schlanken Torturmes über dem alten Rathausbogen ins fatte Blau des Horizontes. Er ist also wirklich in München. Aber es hilft ihm nichts. Er muß bis 5 Uhr warten, bevor er Bier bekommt. Das ist der Krieg.

Der Münchner hat sich längst daran gewöhnt. Und ihm — ich rede hier nur von dem geehrten Stammgast des Hofbräuhauses, des Matthäfers oder des Franziskaners — ist es gewiß nicht leicht geworden, auf so manche liebe Gewohnheit zu verzichten. Aber erstens ist er besser als sein Ruf, und dann sind Militär- und Zivilbehörden, Brauereien und Wirte bei der Einschränkung des Biergenusses mit einer Vorsicht und einem Feingefühl vorgegangen, die manchem Volkserzieher zum Muster dienen könnten. Hätten all diese Herren Beamten und Nichtbeamten drei Jahre lang ein pädagogisches Seminar besucht, sie hätten es nicht geschickter andrehen können.

Kaum hatte der Krieg begonnen, so wurde schon von der drohenden Bierpreiserhöhung gesprochen. So gewöhnte sich das Publikum einige Monate lang, mit dem ihm durchaus mißliebigen Gedanken zu spielen, lange bevor er Tat wurde.

Wie immer in solchen Fällen, gingen allerlei wilde Gerüchte um, die für die Herren Aufsichtsräte und Aktionäre nicht eben schmeichelhaft waren. Eingeweihte wollten wissen, daß eine Großbrauerei gleich bei Kriegsbeginn ihren Gerstenbedarf für zwei Jahre gedeckt und, damit das Getreide nicht beschlagnahmt werden könne, sofort vermälzt habe. Als dann um Weihnachten die Dividende dieser Brauerei von 20 Prozent auf 18 Prozent herabgesetzt wurde, lachten die verständnisinnigen Biertrinker und prophezeiten für das nächste Jahr 25 Prozent. Doch wie gesagt, das war alles leeres Gerede. So kam Weihnachten und Neujahr heran, ohne daß auf dem Biermarkt etwas Außerordentliches geschah. Der Stammgast konnte also die Feiertage genießen, ohne daß sein ohnedies mit Kriegsjorgen schwer belastetes Gemüt auch noch durch die Bierfrage undüffert wurde.

Dann aber trat das Gefürchtete ein: die Brauereien und Wirte verkündeten die erste Erhöhung des Bierpreises. Sie betrug für den Liter 2 Pfennig. In den Brauhäusern und in den sogenannten „Schwemmen“ der übrigen Gaststätten zahlte man von jetzt ab 28 Pfennig für die

Maß, und in den andern Wirtschaften kostete die halbe 16 Pfennig (statt, wie bisher, 15 Pfennig). Der Stammgast hielt sich wacker. Er suchte kaum mit den Wimpern. Was er über die Aktionäre und Dividenden in den Bart brumnte, hörte man nicht. Im übrigen trank er zum Frühschoppen und am Abend sein gewohntes Quantum und legte ruhig bei jeder Halben den verlangten Pfennig mehr auf den Tisch oder — er zog ihn der Kellnerin vom Trinkgeld ab.

Hatte er aber geglaubt, nun werde ihn nichts mehr in seiner königlich bayerischen Ruhe stören, so hatte er sich gründlich geirrt. Denn von nun an ging es im Wirtschaftsgetriebe fast ebenso lebhaft zu wie auf dem russischen Kriegsschauplatz: wie Kriegstelegramme folgte eine Neuigkeit der andern, und Schlag auf Schlag hagelte auf den armen Schädel des Stammgastes nieder, als ob Hindenburg hinter ihm stünde und er kein Deutscher, sondern ein Russe wäre. Heute wurden im Interesse der allgemeinen Volksernährung die Weißwürste und Schweins-

würste verboten, und tags darauf erhöhten die Brauereien und Wirte den Bierpreis wieder um zwei Pfennige mit der Begründung, daß diese zwei Pfennige den Wirten, die von nun ab nur ein geringeres Quantum Bier zugewiesen bekamen, den dadurch entstehenden Verlust einigermaßen ersetzen sollten. Man denke, was diese beiden Maßregeln bedeuteten: das tägliche Frühstück des Stammgastes wurde von heute auf morgen plötzlich nicht mehr verabreicht. Die Weißwürst, dieser Stolz der Münchner, war von der Erde vertilgt, und die knusprigen Schweinswürstchen mit Sauerkraut, bei deren bloßem Duft dem Münchner und dem Fremden das Wasser im Munde zusammenlief, gehörten bereits der Vergangenheit an.

Der Frühschoppentrinker, der vielleicht schon morgen das fünfundsanzwanzigjährige Jubiläum im „Franziskaner“ feiern konnte, sollte über Nacht auf seine liebste Gewohnheit verzichten. War da nicht alles zu befürchten? Aber nichts geschah. Die Zeiten der Gola Montez kehrten nicht wieder. Mit einem Heroismus ohnegleichen, als wollte er die im Schützengraben draußen beschämen, schluckte der wadere Stammgast seinen Aerger hinunter und bestellte ein Gulasch.

Aber damit war er noch nicht am Ende seiner Leiden angelangt. Das Vaterland verlangte noch größere Opfer von ihm. Als der Sommer kam, die Sonne am höchsten stand und der Durst am größten war, wurden laut Verfügung des Generalkommandos von den Brauereien nur mehr 60 Prozent des bisherigen Bierquantums an die Wirtschäften abgegeben. Auf Hunderten von Plakaten, die an den Wänden hingen und auf den Tischen lagen, war zu lesen, daß es patriotische Pflicht jedes einzelnen sei, zugunsten der wackeren Kämpfer an der Front den Biergenuß einzuschränken. Und siehe da! Der wadere Münchner Stammgast stellte auch hier seinen Mann. Nicht umsonst hatte man seine Vaterlandsliebe angerufen. Jetzt zeigte er, daß es ihm ernst damit war. Wohl gab es am ersten Tag, da die neue Maßregel eingeführt wurde, im Hofbräuhaus und im Matthäfer eine gewisse Aufregung, als es schon um 9 Uhr abends kein Bier mehr gab. Vielleicht auch ein Murren und ein kräftiges bayerisches Wort, wenn der zu spät Bekommene nichts mehr bekam und vor der Nase seines Tischnachbarn zwei schäumende „Reservemaß“ stehen sah. Aber schon am andern Tag war alles geregelt und die Gemüter beruhigt. Beim einen Wirt gab es jetzt vormittags kein Bier, der andre sorgte für seine Frühschoppengäste und schloß abends bei Zeiten die Bude zu; der dritte verabreichte jedem Frühschoppengast höchstens zwei Glas, um das Bier für sein Abendpublikum aufzubehalten; die meisten aber stellten in den frühen Nachmittagsstunden den Bierauschank ganz ein, um dann um 5 Uhr mit einem frischen Trunk aufwarten zu können. Und es ging auch so. Niemand murrte. Der scheinbar unverwundliche Stammgast besserte sich: er früher nach Hause.

Daß man trotz alledem in München noch lange nicht verdurstet, dafür ist reichlich gesorgt. An Sonn- und Feiertagen werden nach wie vor in den großen Bierkellern ganz unheimliche Mengen Bier verbraucht. Davon nur ein Beispiel. Am ersten Sonntag nach dem Erlaß der neuen Maßregel war im Hofbrauhäus-Keller, der erst nachmittags 5 Uhr seine Pforten geöffnet hatte, schon um 7 Uhr abends kein Bier mehr zu haben. Warum? Weil das Publikum die 51 Hektoliter, die zum Ausschank kamen, binnen zwei Stunden bis auf die letzte Maß vertilgt hatte! So groß ist die Biernot in München.

Wer aber die erzieherische Tätigkeit der Behörden auf dem Gebiet des Biertrinkens am freudigsten begrüßt hat, daß sind die Frauen der Münchner Kleinbürgerkreise. Als ich Anfang Juni in einem kleinen Laden „Bauerng'selchtes“ (geräucheretes Schweinefleisch) kaufte, unterhielt sich gerade die Besitzerin und eine Käuferin über die neue Maßnahme des Generalkommandos

und die Kundin meinte, im Matthäfer werde es von jetzt ab schon um sieben Uhr kein Bier mehr geben. „Das is' g'scheit,“ rief da die „Dic-G'selchte“, „jetzt muß mein Mann doch endlich einmal bei Zeiten nach Haus!“... Der Krieg als Erzieher...